

BUNTE WELT

Nr. 13

Unterhaltungsbeilage

1935

Rache

Es waren nicht die Mißerfolge und Enttäuschungen, es war vor allem die endliche Erkenntnis, daß Ungerechtigkeit allein die Welt regiere, die Rudolf Wachs so sehr ergrimmte. Und wenn er sich auch hundertmal vorsagte, daß er doch noch jung sei und das Leben noch vor ihm liege, so konnte er sich in heißender Selbstkritik doch nicht verhehlen, daß er voll von Verbitterung war. Schöner wäre es gewesen, alles mit Humor und nachsichtigem Lächeln zu betrachten, den Bosheiten der Mitmenschen lässige Duldung, den unbegreiflichen Härten des Geschicks weise Langmut entgegenzustellen. Klüger wäre es gewesen, launischen Anforderungen einer grausamen Gegenwart mit leichtsinnigem Frohsinn, den schicksalschwangeren Wolken einer undurchsichtigen Zukunft mit phantasielosem Wagemut zu begegnen. Aber sein Naturell war eben von anderer Art. Er war ebenso unbengsam gegen sich selbst wie unnachgiebig andern gegenüber. Und den Schaden davon hatte er und immer wieder er.

Nicht daß er hungern und frieren mußte. So dezidiert hatte sich das Schicksal nicht gegen ihn ausgesprochen. Er verdiente, wenn auch fallweise, doch genug, um seine täglichen Bedürfnisse befriedigen zu können. Aber im Vergleich zu dem großen Ziel, das er erreichen wollte und zu dem er die innere Legitimation in sich wußte, waren alle kleinen Errungenschaften des Tages nur Prosa einer ihn sabotierenden Gegenwart. So zog er sich immer mehr in sich zurück, traute keinem Freunde mehr und verbiß sich immer mehr in den Traum eines endlichen Sieges.

Rudolf Wachs, es wäre unschwer zu erraten, war Künstler. Jede Beamtennatur hätte sich ja mit einem wenn auch noch so geringen, aber stetig wachsendem Aufstieg begnügt. Hätte die Zeit erledigen lassen, was persönlicher Initiative oder extravagante Begabung etwa fehlte. Aber er nahm immer Anlauf zu neuem Sturm und fiel immer wieder erschöpft in Depression, fand sich selbst immer wieder in neuer Fruchtbarkeit, mühevoll erlitten, aber an der Schwerehörigkeit der Mittelwelt gebrechend.

Er wollte gewiß nichts Unmögliches. Er erwartete nicht, daß ein Haupttreffer ins Haus geschneit käme, der ihn in die Lage versetzen würde, die für ihn nötige Reklame zu machen, er rechnete nicht mit einem Mäzen, der seine Werke alle in Druck legen und ihnen somit die Chance vor einem breiten Publikum verschaffen würde. Er forderte vom Leben nicht den Freund, der ihm alle Sorgen abnähme und, ihn der lästigen, zeitraubenden Kleinarbeit befreiend, für das längst fällige entscheidende große Werk geistigen Raums schüfe. Er verlangte keine Geschenke vom Schicksal, er verlangte sein Recht.

Eines Tages fiel ein Sonnenstrahl in sein Leben. Er hatte bei einem Preisanschreiben ein Streichquartett eingereicht und die Nachmittagspost eines Donnerstages, die sonst, er hatte das schon wiederholt übel bemerkt, nur Unangenehmes gebracht hatte, stellte sich mit einem Brief ein, der ihn in Kenntnis setzte, er habe den nicht unbeträchtlichen dritten Preis bekommen.

Der junge Komponist war nicht überrascht, nicht in einen Taumel der Seligkeiten gestürzt, sondern nur befriedigt. Der Brief enthielt die Mitteilung, daß sich 600 Bewerber beteiligt hätten. Er war zufrieden. Er schmollte keineswegs, weil er nur den dritten Preis erhalten hatte, sondern war tief überzeugt, daß die Preisträger Nr. 1 und Nr. 2 eben noch größeres Können an den Tag gelegt hätten und freute sich, daß also auch diesen, ihm völlig Unbekannten Gerechtigkeit widerfahren sei. Er besuchte seine Freundin Kitty, ging mit ihr einen Mantel kaufen, den sie sich schon lange wünschte und war in freundschaftlicher Laune, obwohl ihn ihre Wahl gar nicht befriedigte, sondern ihm das Stück sehr geschmacklos und auffallend vorkam. Am Mitternacht ging er zu Bett und schlief nach langer Zeit wieder einmal ausgezeichnet.

Nachdem einige Wochen später sein Werk von mittleren Musikern in einem Konzert recht mäßig aufgeführt worden war, nachdem eine gleichgültige Presse sich beiläufig über ihn ausgesprochen hatte, nachdem er daraufhin zwei gut zahlende Kompositionsschüler erhalten hatte, verließen die weiteren Konsequenzen seines Erfolges im Sand und er blieb, der er war.

Doppelt empfänglich für jedes Uebergangensein keimte neuerdings ein Masochismus in ihm, der ihn zwang, jedes Mißgeschick noch extra zu betonen. Vieß ihn ein hohes Tier vergeblich antichambrieren, dank ab er an demselben Tag nicht zu Mittag, erfüllte ein Freund sein Versprechen nicht, dann gönnte er sich nur fünf Stunden Schlaf, enthielt ein erwarteter Brief eine Abgabe, dann ging er nicht ins Café. So wurde sein Tag in krankhafter Weise systematisiert und das Lachen auf seinem hübschen Jungengesicht wurde immer farger.

Kitty schalt mit ihm. „Du nimmst alles zu tragisch. Im Leben kann nicht alles glatt gehen. Man muß sich eben die nötige Elastizität bewahren. Du benimmst dich wie ein Mann von 60, nicht von 30.“ Und verbot er ihr, sich um seine Angelegenheiten zu kümmern, dann gab es letzten Endes Tränen. „Du bist launenhaft“, schluchzte sie, „launenhaft und unerträglich.“ Solche Szenen waren Wasser auf seine Mühle. Also auch hier eine Rache; statt einer kampfgezwungenen Weggangens, statt einer fanatischen Sucherin ein launhaftes, zärtlichkeitsheißendes Weibchen! Er war kaum überrascht, sondern eher beinahe befriedigt.

Aber eines Tages entschloß er sich, zu den Mißhandlungen, die ihm eine gleichgültige Mittelwelt angedeihen ließ, nicht noch eigene, gegen sich gerichtete Härten hinzuzufügen, sondern sich alles ihm Angehene gut zu merken und sich eines Tages für all dies zu rächen. Er würde seinen Weg machen, dessen war er gewiß und das allein entschuldigte, daß er nicht Selbstmord verübte, und wenn er einmal oben war, von niemandem abhängig, mit der Nacht ausgestattet, zu reden und zu handeln, dann wollte er überall dort, wo er jetzt, unbekannter Strebender, schweigen mußte, Gerechtigkeit üben. Nicht für sich, denn er würde es ja dann nicht mehr nötig haben, son-

dern für alle jene, die dann in seiner Lage sein würden, für all die Unbekannten, Jagenden, Bitternden, Machtlosen und Verstoßenen. Schon der Entschluß zu solcher Tat war etwas Erhebendes und er wurde wesentlich ruhiger, als er im Bewußte die Schuldigen an sich vorüberziehen ließ. Und wenn es ihm auch einen winzigen Augenblick sinnlos schien, Menschen nicht für das, was sie tun sollten, sondern für das, was sie bereits getan, zu erziehen, so verjagte er diesen süchtigen Gedanken mit einer ungeduldigen Handbewegung und versprach, einstweilen nichts zu tun, als sein Gedächtnis zu schärfen.

Da sich die Unannehmlichkeiten häuften, kam er auf den Einfall, sich ein Buch anzulegen und dieses nannte er das „Buch der Enttäuschungen“. Liebedoll malte er das Schicksal und so gleich begann er mit den Eintragungen. Wichtig schien ihm, nicht nur Namen und Adresse des Betreffenden einzutragen, sondern auch, in welcher Angelegenheit er ihn enttäuscht oder beleidigt hatte, ferner ob dies absichtlich oder nur fahrlässig geschehen sei. Eine weitere Rubrik enthielt die etwaige Adressenänderung, die finanzielle Situation und eine letzte Spalte blieb frei unter dem Titel „gestorben am“ Es konnte ja sein, daß viele Jahre vergingen, ehe er den Betreffenden zur Rechenschaft ziehen konnte und es mußte natürlich notiert werden, ob dieser noch am Leben war, damit er nicht kostbare Zeit darauf verwenden mußte, einen Toten vergeblich zu suchen.

Die Seiten füllten sich. Er hatte gar nicht gedacht, daß ihm so viel widerfuhr. Gerechtere Weise hätte er noch weit verbitterter sein müssen, als er es war. Aber nun war er viel ruhiger. Auch Kitty bemerkte seine Veränderung, buchte sie auf ein Neuwachen seiner Liebe zu ihr, und er ließ sie leise lächelnd in diesem rührenden Glauben. Es verging kein Tag ohne Eintragung. Manchmal waren es lächerlich kleine Dinge, wie zum Beispiel, daß eine Zeitschrift eine Notiz über ihn nicht bringen wollte oder, daß eine Kante es ohne Grund ablehnte, ein Konzert, in dem ein Lied von ihm aufgeführt wurde, zu besuchen, aber er gab nicht nach. Das Buch mußte seinen Zweck voll und ganz erfüllen.

Rudolf Wachs war 42 Jahre alt, als ihm der große Coup gelang. Seine Oper, 16 Jahre lang teils in seiner, teils in der Schublade irgendeines Verlegers, Direktors, Intendanten, Generalmusikdirektors, Kapellmeisters, Uebungslehrers, Filmproduzenten oder Radioleiters liegend, war durch irgendeinen Zufall ans Tageslicht gefördert, uraufgeführt, von der Presse glänzend besprochen, von einem Verlag angenommen und von einer Reihe von Bühnen verlangt worden. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, ausgedient. Er wurde interviewt, sein Bild erschien in in- und ausländischen Illustrierten, er wurde zu Kongressen eingeladen, von Opernlibretti überflutet, von hohen Herren zu Banketts eingeladen und von schönen Frauen attackiert, obwohl er kein einziges Haar auf dem Kopfe, eine dicke Brille und eine schlechte

Haltung hatte. Außerdem war er verheiratet, nicht mit Klith, das war keine Sache auf lange Sicht gewesen, sondern mit einer sehr vornehmen Frau, die um vier Jahre älter war als er.

Nachdem er eine kleine Villa gekauft hatte, ein Segelboot, das seit zwanzig Jahren sein schönster Wunsch gewesen, ein Auto und eine große Fachbibliothek, nachdem er ferner seiner einzigen Nichte, die er sehr liebte, ein fürstliche Mitgift geschenkt hatte, damit sie einen armen Teufel von Konsumenten heiraten konnte, der sich allerdings in späteren Jahren als Desfraudant und Ehebrecher entpuppte, lebten Endes aber doch so anständig war, durch Selbstmord seine Frau von seiner deprimierenden Gegenwart zu befreien, gestand sich Rudolf Wachs ein, daß ihm das Leben nun doch nichts schuldig geblieben war. Nun wollte er in Ruhe sein „Buch der Enttäuschungen“ zur Hand nehmen, um sein Versprechen der Gerechtigkeit gegenüber zu halten. Aber als er die Kade aufzog, fand er es nicht. Er suchte, suchte, aber vergeblich. Er lehrte in seinem Arbeitszimmer das Unterste zu oberst, er durchwühlte alles, das Buch war und blieb verloren. Er versiel in Grübeleien. Wo und wann konnte er es das letzte Mal in der Hand gehabt haben? Kein Mensch besaß den Schlüssel zu seinen Schränken und seine Frau wagte auf seinem Schreibtische nicht das kleinste Stückchen Papier ohne sein Wissen zu berühren.

Schweren Herzens entschloß er sich, seine Gattin in sein Geheimnis einzulassen. Sie lautete ihm mit so verständnislosem Staunen, daß er bedauerte, ihr Einblick gewährt zu haben, um so mehr, als sie über das Buch keinerlei Auskünfte geben konnte.

Sein Gedächtnis ließ ihn vollkommen im Stich. Kein Wunder, die Dinge lagen so lange zurück und die Gegenwart beschäftigte ihn so stark, daß die Vergangenheit ihre Wichtigkeit völlig verlor. Er konnte sich an kein einziges Wort erinnern, das er damals in das Buch geschrieben hatte. Kein Name fiel ihm ein, keine Adresse, keine an ihm begangene Schandtat. Was war da zu tun? Er hatte niemanden, mit dem er darüber sprechen hätte können. Das staunende Kopfschütteln seiner Frau wollte er nicht zum zweiten Male hervorgerufen. Seine Nichte war zu jung und zu unbeschwert. Freunde hatte er keine. Hatte nie welche gehabt. Und seine Eltern waren tot.

Vielleicht war es gar nicht einmal so wichtig, Nachsicht zu nehmen. Sicher hatte das Leben auch denen Wunden geschlagen, die ihn beleidigt, gekränkt, gehindert, geschädigt, verleumdet und gedemütigt hatten. Sicher hatten sie ihre Strafe schon längst weg. Sicher hatten sie auch mit dem Schicksal gehadert irgendwann, wenn ihnen ein Erfolg versagt blieb, wenn ihnen ein teurer Mensch starb, wenn ihnen ein Vertrauter die Treue brach. Das Leben bot ja eine so reiche Auswahl, wenn es Menschen unglücklich sehen wollte! Aber nein! Es handelte sich doch nicht darum, daß es diesen Menschen schlecht ging. Diese Verwirrung konnte auch nur dieses verlorengegangene Buch anrichten. Er wollte doch diesen Menschen nichts Böses tun! Um jemandem einen Streich zu spielen, um gegen jemanden zu intrigieren, um jemanden feilsch oder tatsächlich zu ermorden, mußte man doch nicht attriviert sein.

Nein, er hatte doch zu dem oder jenem hingehen wollen und ihm sagen wollen: Jetzt verzichte ich auf Ihre Liebe und Förderung. Aber am so und so vielen des Jahres so und soviel haben Sie sich in dieser oder jener Angelegenheit hinterlistig oder so ähnlich gegen mich benommen. Sie sollen wissen, daß ich das weiß. Wenn Sie das gutmachen wollen, dann erfüllen Sie dem nächsten armen Teufel, der Sie um

etwas bittet, seinen Wunsch. Tun Sie es nicht, dann soll jeder von Ihren Gemeinheiten erfahren.“

So oder ähnlich hatte er sprechen wollen. Aber das Buch war verloren.

Am seinem 50. Geburtstag, nachdem er die Ehrungen der Stadt, die Bärtlichkeiten seiner wenigen Verwandten, den Regen von Glückwunschkarten und Telegrammen, zahlreiche Einladungen und Kehnliches über sich ergehen hatte lassen, ließ sich zu seinem Erstkaufen ein völlig Unbekannter in einer bräunlichen Angelegenheit bei ihm melden und verlangte, mit ihm unter vier Augen sprechen zu dürfen. Er willfahrte widerwillig, nicht so sehr, weil der Mensch mit seinem vernachlässigten Äußern ihm Unbehagen verursachte, nicht so sehr, weil er keinerlei Interesse für irgendwelche Mitteilungen hatte, sondern vor allem, weil er sterbensmüde war. Kaum aber hatte er dem Fremden einen Platz angeboten, als dieser eine schmutzige Aktentasche öffnete und ein ihm vertraut scheinendes Buch hervorzog. Rudolf Wachs traute seinen Augen kaum. Es war das „Buch der Enttäuschungen“. Rasch wollte er danach greifen, aber der Mensch entzog es ihm und sagte mit widerlichem Lächeln, daß er wohl damit gerechnet habe, daß dem berühmten Manne daran gelegen sei, daß er also wohl einen angemessenen Preis dafür zu erhalten gedenke.

„Wie kommen Sie zu dem Buch?“ fauchte Wachs erregt. „Geben Sie mir augenblicklich mein Eigentum zurück.“

„Ihr Name ist darin nicht enthalten“, antwortete der Freche. „Sie können nicht beweisen, daß es Ihnen gehört. Bahlen Sie, was ich verlange und wir werden beide zufrieden sein.“

„Ich werde die Polizei verständigen“, sagte der Jubilar, aber sein Ton war nicht drohend.

Der Besucher nannte eine hohe Summe.

Rudolf Wachs saß ganz still. Er schwieg und hielt die Augen geschlossen. Sein Schweigen dauerte so lange, daß der Expresster bereits unruhig zu werden begann. „Nun werde ich also Nachsicht nehmen!“ dachte Rudolf Wachs mit leiser wohliger Wohlmut. „Ist sie mir diesen hohen Betrag wert?“ kalkulirte er im Innern. Laut sagte er: „Ja! Und nochmals ja!“

Er entnahm der Kasse einige Scheine, bemerkte nicht, daß der Empfänger fast demütig dankte, schob ihn rasch zur Tür hinaus und schloß sich ein.

Er sah viele Stunden über dem Buche. Er war für niemanden zu sprechen, das Telefon war abgehängt, seine Frau klopfte vergeblich. Er las und las. Die Vergangenheit stand auf, häßlich, niedrig, lächerlich. An viele Namen erinnerte er sich nicht mehr. Mit fest zusammengebissenen Zähnen las er. Der Schweiß stand auf seiner Stirn, knapp vorm Ziele leuchtete er.

Als er die letzte Seite gelesen hatte, stand er auf und warf das Buch ins Feuer. Und sah zu, bis das letzte Restchen Glut in Asche sank.

g. h.

Hungersnöte im Mittelalter

Die Suche vergangener Jahrhunderte

Der „Drang nach dem Süden“ überdauerte in Nord- und Mitteleuropa das Zeitalter der großen Völkerwanderung, aber es handelte sich dabei immer weniger darum, Bevölkerungsüberschüsse loszuwerden, als vielmehr darum, Weite zu machen und Anschluß an den damaligen Weltverkehr zu gewinnen. Als rauhe Krieger waren nordische Menschen in die Mittelmeergezone eingebrochen, hatten morsche Reiche zertrümmert, neue Staaten gegründet, verlassene Felder wieder unter den Pflug gebracht. Das war den Bevölkerungsmassen, die sich an den Ursprungsstätten antiker Kultur zusammengeballt hatten, zum Verhängnis geworden. Die Bedingungen für ihren früheren Wohlstand waren geschwunden; die staatlichen und kommunalen Einrichtungen, die auf einen verlorenen Wohlstand zugeschnitten waren, verwandelten sich aus einer Wohltat in eine Plage und mußten größtenteils allmählichem Verfall preisgegeben werden. An und für sich hätten nunmehr große Massen überschüssiger Menschen aus dem Süden nach dem Innern des Kontinents abwandern und menschenarme Gegenden auffüllen können, aber sie waren dazu, ähnlich wie heute die Massen dauernd Erwerbsloser in den Mutterländern überseeischer Kolonialländer, zu „kultiviert“. Rom, das um das Jahr 210 n. Chr. noch gegen 800.000 Einwohner hatte, zählte um 400 nur mehr 80.000 bis 120.000. Hungersnöte, Seuchen und Geburtenabnahmen hatten an diesem Rückgang einen viel größeren Anteil als Abwanderung, geschweige Auswanderung. Dafür fehlte es begreiflicherweise um so weniger der Kirche jeweils an wagemutigen Menschen, die die strengeucht von Mönchsorden nicht scheuten, um nördlich der Alpen als Pioniere zu wirken. Dort entstanden unter ihrer tatkräftigen Mitwirkung nun Stätten neuer aufsteigender Kultur.

Gleichwohl gab es nördlich der Alpen in Europa noch um 1500 wenig Städte über 10.000 Einwohner und keine über 40.000, während im Araberreiche im siebenten Jahrhunderte neue Großstädte von über hunderttausend Einwohnern neben alten in wenigen Jahrzehnten aus dem Boden gestampft werden konnten.

Araber, Mongolen und Türken belagerten, bestürmten und bedrängten das Abendland nacheinander und drangen zeitweilig bis in das Herz Europas vor. Bald war dieser, bald war jener nach Osten führende Handelsweg blockiert, und fast immer schöpften orientalische Monopole den Rahm ab von dem Verkehr zwischen Europa und Asien, der Tempo und Umfang abendländischer Kulturfortschrittes bestimmte.

Um so verhängnisvoller war für den abendländischen Menschen im Mittelalter seine Hilfslosigkeit gegenüber den Raunen der Witterung. Sie hatte mannigfache Ursachen. Die Viehzucht war kümmerlich. Am Martinstage wurde mit allen Eschlachtieren aufgeräumt, die sich den Winter über nicht ernähren ließen. Es gab wenig künstlichen Wiesenbau, und man verfügte daher nicht über genügend Futtermittel. Der Genuß von gefalzenem Fleisch während des Winters im Zusammenhang mit dem Mangel an Gemüsen verursachte Storbüt. Die Rückständigkeit der landwirtschaftlichen Technik beschränkte den Getreidebau auf leichte Bodenarten, während heute durch gleichmäßige Düngung leichter und schwerer Bodenarten der Einfluß übermäßiger Trockenheit und Feuchtigkeit ausgeglichen wird. Es fehlte die Kartoffel, die ja später aus Amerika eingeführt wurde. Die Rückständigkeit des Verkehrsweßens verteuerte den Transport selbst über geringe Entfernungen derart, daß keine Zufuhr in Notjahren eine billige Teuerung wesentlich mildern konnte. Die Vor-

Gespräch an der Ecke

Zimmer die Edel
 Nun mußt du gehen —
 Ich möchte Tee trinken!
 Du sollst doch heimgehen —
 Und ich bleib stehn!

Dumme Laterne hier!
 Wenn man uns sieht —
 Ich möcht nicht fortgehen jetzt!
 Du darfst nicht mit herauf —
 Und überhaupt — es zieht!

Ich wär doch brav!
 Reise mußt du sein —
 Wenn doch die Treppe knarrt!
 Wie laut das Schloß hier schnappt,
 Geh schnell herein!

Laß doch die Kocherei
 Ruhe und hingesezt —
 Spar doch den Spiritus!
 Du hast doch Tee gewollt —
 Wer nicht jetzt!

Kurt Doberer

ratswirtschaft war selbst in Gutsbetrieben, Klöstern und Städten wenig entwickelt. Wo es aber Ueberschüsse gab, wurden sie nur zu Bucherpreisen verkauft.

Man bezeichnete den Hunger als das „Schwert Gottes“ und verglich ihn mit der Belagerungsmaschine des „Widder“. Wie der Widder dröhnend gegen die Mauern der belagerten Stadt stößt, so trifft die Hungersnot die Paläste der Reichen und die Hütten der Armen.“ Merkwürdig ist, daß die alten Chroniken übereinstimmend berichten, daß jede allgemeine Hungersnot durch schreckliche Himmelserscheinungen eingeleitet wurde: Sonnen- und Mondfinsternisse, Nordlicht, Kometen. In kopfloser Blucht verließen die Bauern in einem Dürrejahr ihre Höfe; große Dörfer standen leer; in großen Scharen durchnärrten elende, verzweifte Menschen das Land.

Im Jahre 1145 wurde das Kloster Fulda von einem Haufen hungernder Bauern überfallen und völlig ausgeplündert. In den Gesta Treverorum wird erzählt, wie der Bischof Poppo im Hungerjahre 1035 eines Tages mit großem Gefolge zur Kirche ritt. Ein hungriger Haufe umringte ihn. Geld ward verschmäht, aber ein fettes Pferd verlangt. Der Bischof und einige Begleiter muhten absteigen und die Pferde wurden von dem Haufen vor den Augen des Bischofs gerissen und größtenteils verzehrt.

Nicht nur Hunde, Katzen, Esel und Pferde, sondern auch Wölfe, Frösche und Schlangen, neben Wurzeln, Kräutern, Gras und Baumrinde, dienten in Hungersjahren als menschliche Nahrung. Erde wurde mit Mehl in Brotform gegeben. Selbst Kadaver verschmähte man nicht. Immer wieder werden in den Quellen Fälle von Menschenfresserei bezeugt. In Frankreich kam es im Jahre 1031 häufig vor, daß Personen, die, um der Hungersnot zu entfliehen, abwanderten, während der Nacht erdolcht und von denen, die ihnen Unterkunft gewährten, verzehrt wurden. „Die Wut des Hungers“, heißt es in einem Bericht, „hat einen Grad erreicht, daß man in der Wüste unter wilden Tieren mehr in Sicherheit ist als in der Gesellschaft der Menschen. Die Opfer einer mittelalterlichen Hungersnot waren so groß, daß die Luft von nicht beerdigten Leichen verpestet war. Während der Hungersnot im Jahre 1316 sollen in Erfurt

allein 7985, nach anderen Angaben 8100 Menschen in Massengräbern bei dem Dorfe Neuschmidstadt bestattet worden sein.

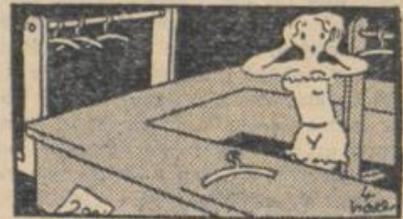
Schrecklicher wüteten noch die meist nach Hungersjahren auftretenden Seuchen, denen außer der Unterernährung Unwissenheit, schlechte Wohnungsverhältnisse, das Fehlen guten Trinkwassers, Mangel an Bekleidung usw. Vorschub leisteten. Selbst kleinere Orte wurden zugunsten ihrer Verteidigung in Kriegszeiten mit breiten, stehenden Wassermassen umgeben. Die Befestigung der Städte bedingte hohe Häuser ohne Hofräume und Gärten sowie enge Straßen, in denen sich oft bedeutende Volksmengen drängten. Dazu kam die Sitte, die Toten innerhalb der Ringmauer, womöglich in den Kirchen selbst, zu begraben.

Vom neunten bis dreizehnten Jahrhundert wird von den Chronisten sehr häufig eine epidemische Krankheit erwähnt, die in ihrer ausgebildeten Form brandiges Absterben der Glieder mit sich führte, das „heilige Feuer“. Diese Seuche trat besonders in solchen Jahren auf, denen strenge Winter und ungewöhnlich feuchte und regenreiche Sommer vorausgegangen waren. Meist herrschten gleichzeitig Mißwachs, Teuerung und Hungersnot.

Die als „schwarzer Tod“ bekannte Pest wütete von 1347 an 28 Jahre hindurch fast in allen Teilen Europas. Man schätzt, daß ihr der vierte Teil der damals in unserem Erdteil lebenden Menschen zum Opfer fiel, also ungefähr 25 Millionen. Wie verheerend im Jahre 1348 die Pest in Florenz auftrat, schildert Boccaccio: „Für die Bestattung der großen Menge der Toten, welche sich in jeder Kirche und fast zu jeder Stunde ansammelte, genügte die geweihte Erde nicht, am wenigsten, wenn man nach dem herkömmlichen Gebrauch jeder Leiche eine eigene Stätte geben wollte. Man machte deshalb, als jeder Teil angefüllt war, mächtige Gruben, in die man die anlangenden Leichen zu Hunderten beisezte. Sie wurden darin, wie Kaufmannsware auf Schiffe, schichtweise übereinandergelegt und, wenn die Grube voll war, mit ein wenig Erde überdeckt.“

Fast alle großen politischen Aktionen im Mittelalter wurden irgendwie von drilichen Hungersnöten mitausgelöst. Das beste Beispiel liefern die Kreuzzüge, gerade weil man gewohnt ist, ihnen vorwiegend nur religiöse Beweggründe unterzuschreiben. Auf jeden Fall bedeutete der erste die äußerste Anspannung eines Auswanderungsdranges, der von Beginn des ersten Jahrhunderts an immer größere Scharen von Pilgern und Siedlern in Bewegung setzte. Dasselbe Jahrhundert ist aber durch besonders häufige Hungersnöte gekennzeichnet. Furchtbare Not herrschte von 1028 bis 1033 infolge Mißwachses vor allem in Frankreich. Der Adel trat unbarmherziger als je gegen den kleinen Mann auf. Tausende wanderten nach Italien, Spanien, Portugal und England aus. Für den Zeitraum von 970 bis 1040 zählt ein Chronist allein 48 Hungersjahre auf, die Frankreich heimsuchten. Am ärgsten wurden die Nöte im letzten Drittel des ersten Jahrhunderts. Den Hungerkatastrophen folgten auf dem Fuße Epidemien; dazu kamen Ueberschwemmungen und Erdbeben. Seltsame Erscheinungen in der Luft, wie Sonnenflecken, Sternschnuppen, Nordlichter, Kometen, Luftspiegelungen mit nie beobachteten Bildern, verfehten die verängstigten Gemüter in eine fieberhafte Erregung. Politische Wirrnisse steigerten die Verheerungen natürlicher Katastrophen ins Ungemessene. — Die Herrscher von Frankreich und Deutschland befanden sich häufig in Vabanke, und weltliche wie geistliche Machthaber

Beim Saisonausverkauf



wurden durch ihre Streitigkeiten, die man oft mit Waffengewalt auszutragen suchte und die in Deutschland damals zu blutigen Bürgerkriegen führten, von der Aufgabe, die Not des Volkes zu lindern, abgelenkt. In England lastete die Gewalt der erobernden Normannen schwer auf der unterworfenen Bevölkerung. Was Wunder, daß die Kreuzzugsprediger überall großen Zulauf fanden. Was Wunder, daß für den Aufbruch großer Massen zum ersten Kreuzzug die nötigen Gelder zusammenströmten, da Geldkapital weder im Warenhandel genügend Beschäftigung finden konnte, weil die Eroberungen der Seidschuden den damaligen Weltverkehr lahmlegten, noch durch Wuchergeschäfte mehr große Gewinne erzielt werden konnten, weil die allgemeine Verarmung deren Quellen mehr und mehr erschöpfte. Für machtpolitische Köpfe hatte die Kreuzzugsbewegung im vornhinein keine andere Bestimmung, als die im nahen Orient entstandenen Handelshindernisse gewaltsam zu beseitigen.

Wußten Sie das schon ?

Daß im Kolosseum des alten Rom 85.000 Menschen Platz fanden?

Daß die Medizinische Akademie in New York das größte medizinische Zentrum der Welt ist?

Daß der 1923 verstorbene Ingenieur Eiffel, der Erbauer des Pariser Eiffelturmes, bereits 1858 bei Bordeaux eine Riesenbrücke gebaut hat, wobei völlig neue Methoden zur Anwendung kamen?

Daß der Gesamtbestand an Kohlenäure auf der Oberfläche der Erde 21 Millionen Tonnen beträgt?

Daß ein einziges Stubenfliegenpaar bei der fünften Generation, also in wenigen Monaten, etwa 25 Millionen, bei der sechsten Generation 1.5 Milliarden Nachkommen hat und

Haus und Garten

Die Bekämpfung der Zwetschkenschildlaus

Eines der gefährlichsten Obstbaumschädlinge ist die Zwetschkenschildlaus, welche sich bei uns in allen Gegenden wie auch in anderen Ländern stark verbreitet und in vielen Gebieten die Zwetschkenkultur sogar vernichtete. Dieser Schädling überwintert als kleine, kaum sichtbare Larve auf den Zweigen und Trieben der Zwetschkenbäume; im Frühjahr geht er auf die Blätter und entzieht denselben den Saft, von dem er sich ernährt. Die Ausscheidungen sind als Honigtau bekannt, auf dem sich dann die Rußtaupilze ansiedeln. Durch das Massenaufstreuen der Läuse werden die Bäume derart geschädigt, daß sie oft nach zwei bis vier Jahren absterben, was für den Obstbau direkt katastrophal wird. Um uns vor diesem Ungeheuer zu schützen, respektive dasselbe auszuwischen, ist es notwendig, daß man im Laufe des Winters die Baumkrone auslichtet und die Abfälle verbrennt. Sodann wird die ganze Krone mit einem guten Obstbaumkarbolinäum besprüht, ebenso wie mit diesem Mittel auch die Baumstämme zu bestreuen sind. Diese Maßnahme kann bis vor dem Austreiben (Febr. März) fortgesetzt werden.

Brennnessel als Haarmittel

Die Brennnessel ist nach Pfarrer Kneipp ein vorzügliches Haarerhaltungsmittel; noch mehr, sie erzeugt dort, wo die Haarzywiebeln noch nicht erforderlich sind, neuen Haarwuchs. Hier das Rezept: 200 Gramm feingehackte Brennnesselwurzel werden in einem Liter Wasser und einem halben Liter Essig eine halbe Stunde gekocht und dann der Abzug abgeseiht. Mit dieser Flüssigkeit wird der Kopf vor dem Schlafengehen gut gewaschen. Um das Sprühen der noch vorhandenen Haare zu verhüten, wird der Kopf wöchentlich einmal mit feinem Salatöl abgerieben.

Daß bei der zehnten Generation die Erde nicht ausreichen würde, um alle Fliegen zu beherbergen?

Daß ein Flieger in der Höhe von 1500 Meter bei klarem Wetter 225 Kilometer weit nach allen Richtungen sehen kann?

Daß ein moderner Schnellzugswagen durchschnittlich 22 Meter lang ist?

Daß in Mexiko, ganz im Gegensatz zur europäischen Sitte, die Wohnungseinrichtung vom Bräutigam mit in die Ehe gebracht werden muß?

Daß die größte Kraftstation Europas, in England nämlich, eine Kapazität von 390.000 Kilowatt besitzt, während die größte Kraftstation der Welt, am St. Lorenzstrom in Nordamerika, eine Kapazität von zwei Millionen Kilowatt aufweist?

Daß ein Autobus eine Durchschnittslebensdauer von acht Jahren hat?

Auch heutzutage hat jedes Mädchen des Geschlechts, daß es ungeheures Blutvergießen verursachen könnte, wenn Quelle noch in der Mode wären.

Heiteres

Der Unterschied. „Erkläre mir mal den Unterschied zwischen Vorsicht und Feigheit!“ — „Vorsicht ist es, wenn man selbst Angst hat — wenn die andern sich fürchten, ist es Feigheit!“

Der Trost. „Ja, warum weinen Sie denn gar a so, Frau Maderer? Was ist denn geschehn?“ — „Ach gengen, Herr von Maier, der Repert, der liebe Bub, mein vierjähriger Kesse, net zum sagen! An entzündeten Blinddarm hat der arme Kascher und jetzt schneiden's ihm den Blinddarm heraus...!“ — „Aber wer wird wegen sowas weinen, Frau Maderer. Bei so einem kleinen Kind wächst der Blinddarm eh wieder gefahwind nach!“

Der Anfang ist gemacht! „Wie geht es deinem Freund, dem jungen Rechtsanwalt?“ — „Nun, gestern hatte er seinen ersten Prozeß.“ — „Was war es denn?“ — „Sein Schneider hatte ihn verklagt.“

Der kleine Unterschied. „Welches ist der Unterschied von tot und lebendig?“ — „Wer rechtzeitig beiseite springt, wenn ein Auto angefaßt kommt, ist lebendig, wer nicht beiseite springt, ist tot.“

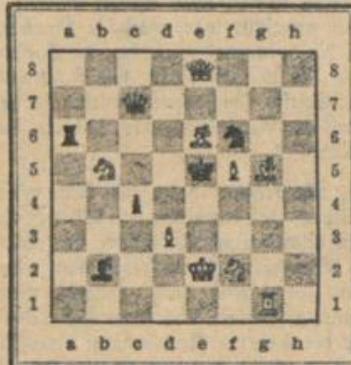
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 226.

Von Josef Hyna, Hostomitz a. B.

Schw.: Ke5, De7, Ta6, Lb2, Sf6, Bc4. (6)



Weiß: Ke2, De8, Tg1, Le6, g5, Sb5, f2, Bd3, f5. (9)
Matt in 3 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 223: Lb3-c4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinneber Emil, Tetschen; Schwarz Raimund, Klostergrab; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Stepanek Paul, Neuern; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Reichel Ernst und Reichel Walter, Drakowa; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Kraus Gerhard, Turn; Triltsch Gustav und Schramm Kurt, Wisterschan; Ulbert Rudolf, Proseditz.

Aus dem Schachbetrieb

Schachsektion Zuckmantel trug zwei Freundschaftsspiele mit ihren tschechischen D.T.J.-Ortsrivalen aus. Im ersten Spiel gewann die D.T.J.-Schachsektion an 10 Brettern mit 6 : 4 Punkten. Im Retourspiel gelang unserer Sparte eine ausgiebige Revanche, indem die „Atus“-Schachsektion an 11 Brettern mit 7½ : 2½ Punkten das Feld behauptete.

Im Serienspiel gewann Wisterschan I gegen Wisterschan II mit 5 : 3 Punkten. Wisterschan I

Die Wirkung. „Gehen durch diese Salbe auch bestimmt alle Nuzeln und Pickeln weg?“ — „Bestimmt, meine Gnädigste, da wird sogar sagen auch Wellblech wieder glatt...“

Die gute Geschäftsfrau. „Gilde,“ sagte er zu seiner Frau, die weinend an seinem Bett saß, „mit mir ist's bald aus. Du bist noch jung und erbt mein Geschäft. Sieh zu, daß du es hältst. Versprich mir, daß du den Prokuristen heiratest, dann kann ich ruhig sterben.“ — „May,“ schlichzte die junge Frau, „du kannst ruhig sterben — ich bin mit ihm so gut wie verlobt.“

Ein sehr merkwürdiger Brauch war ein nächliches Dionysosfest im alten Griechenland, das in Orchomenos stattfand. Es beruhte auf der Sage, daß Frauen den verführten Dionysos suchten, der zu den Mufen entflohen war. Ein Priester durfte mit gezogenem Schwert die Jungfrauen verfolgen und diejenige töten, die er einholte.

Die Vierbankpolitiker politisierten kräftig. „Ich sage Ihnen,“ erklärte Bammiller gewichtig, „in zwei Monaten ist die ganze Krise überbunden.“ — „Das sagen Sie schon seit drei Jahren.“ Bammiller schlug auf den Tisch. „Und ich werde es noch drei Jahre sagen. So sicher bin ich meiner Sache.“

verlor einen Punkt durch Kontumaz wegen verspätetem Antreten.

Schachsektion Zuckmantel gewann ihr Serienspiel gegen Etchwald mit 6 : 1 Punkten bei einem Hängepartie (1. Brett).

Die Bezirksmeisterschaft im 6. Bezirk ist beendet. Sieger wurde Schachsektion Krowitz. In der 3. Runde wurden folgende Ergebnisse erzielt: Krowitz gegen Eulau 6½ : 1½ für Krowitz. Tetschen gegen Rosawitz 4 : 4 Punkten. Auch der letzte Kampf Krowitz gegen Rosawitz endete mit 4 : 4 unentschieden. Bemerkenswert ist das gute Abschneiden des „Benjamins“ Rosawitz.

Endstand ist folgender:

1. Krowitz . . .	2½ Siege	15½ Punkte
2. Rosawitz . . .	2 „	14½ „
3. Tetschen . . .	1½ „	12 „
4. Eulau	0 „	6 „

Partie Nr. 73.

Gespielt in der 1. Runde, 15. Febrer 1935, im internationalen Schachturnier zu Moskau.

Mischa Botwinnik. Rudolf Spielmann.

Caro-Kann.

1. c2-c4	c7-c6
2. e2-e4	d7-d5
3. e4xd5	c6xd5
4. d2-d4	g6-f6
5. Sb1-c3	Sb8-c6

Kann auch durch Zugumstellung herbeigeführt werden. . . 1. e4 c6, 2. d4 d5, 3. eXd cXd, 4. c4! usw. Diese Züge sind oft zu finden in russischen Meisterpartien. Der 6. Zug nach 5. . . Sc6 ist 6. Sg1-f3 vom Analytiker W. N. Panow untersucht. Botwinnik aber setzt fort mit 6. Lg5, den er auch in der 1. und 2. Wettpartie gegen Flohr 1928 anwendete. Flohr spielte beide-male 6. . . d5xc4.

6. Le1-g5 Dd8-b6

Die Prager Gegenangriff wurde zum ersten Male in der Partie Spielmann-Rejfit, Maribor 1934, angewendet. Folgende schöne Variante stammt vom Prager Meister G. Reiter: 7. cXd5 Dxb2, 8. Sa4? Db4!, 9. Ld2 Dxd4, 10. dxc6 Se4!, 11. Le3 Db4!, 12. Ke2 bxc6! (Für Schwarz gewonnen.)

7. c4xd5! Db6xb2

Dies wird in der Partie klar widerlegt mit 8. Tc1! Es bleibt demnach nur eine spielbare Fortsetzung nach 7. cXd5 übrig, das ist, 7. . . SXd4, 8. Le3 e5, 9. enp. Le5, 10. eXf1 Ke7, 11. Dd2 Td5 usw. 7. . . SXd5!, 8. SXd5 Da5!, 9. Sc3 Dg5, 10. d5! De5!, 11. Sge2 Sd5, 12. Tc1 steht mir so ungesund aus.

8. Ta1-c1! Sc6-b4?

Die schwarze Dame gerät in entsetzliche Verlegenheit. Doch auch bei 8. . . Sd5, 9. Le4 mit der Drohung Sb5 hält Weiß seinen errungenen Vorteil.

9. Sc3-a4! Db2xa2

Oder 9. Da3, 10. Tc3 Dxa2, 11. Le4.

10. Lf1-c4 Le8-g4

11. Sg1-f3 Aufgeben!

(Anmerkungen von Franz Hyna.)